

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 29.

Mittwoch, 4. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

4.

Als Doktor Heinrich Müller an diesem Sonntagabend sich bei der Tafel einsand, sah er schon von weitem zu seiner Überraschung, daß sein Platz zwischen der Irin und der Neuengländerin besetzt war.

„Why, Mister Hutchinson — this is a little misunderstanding, is n't it?“

„No, Sir“, lachte der Amerikaner behaglich über die Achsel, „ich habe mit Ihnen getauscht.“

„Ohne mein Einverständnis?“

„Oh, ich denke, mit Ihrem Einverständnis. Sie kommen neben Ihre Landsmännin. Sie können mit ihr sprechen, ich nicht. Sagen Sie danke schön.“

Der Deutsche war so verblüfft, daß er tatsächlich „Danke schön!“ sagte und ohne Widerrede den Platz einnahm, den Hutchinson ihm zudiktiert hatte.

Er wurde für dieses Entgegenkommen schnell und eigentlich unverdient belohnt. Fräulein Frömmel war entzückt.

„Das ist schön, Herr Doktor. Ich bin ordentlich wie erlöst. Ich war hier ja ganz aufgeschmissen — zwischen dem Jänki und dem großen Tier aus Wien. Der rutscht ja vor seiner Dame förmlich auf dem Bauch.“

„Er wird wissen warum“, flüsterte Herr Müller. „Die kann für ihn bei der Presse gut oder schlecht Wetter machen. Ihr Mann ist Großaktionär der „New York Times“. Sehen Sie nur, heute abend trägt sie ein Vermögen spazieren, schade, daß man's nicht mal näher ansehen kann, für Schmutz hab' ich 'ne Passion, natürlich als Akademiker 'ne platonische — Sie wissen doch, was das ist — platonisch?“

Das preisgekrönte Mannequin schaute den neuen Tischgenossen mit verschminkt prüfendem Blick an. „Oh, ich weiß — platonisch ist, wenn man möchte, aber man traut sich nicht — oder man —“

„Sie kleines Nas!“, grinste Doktor Müller. „Ich glaube, der unverschämte Tschenerell hat recht getan mit seinem Tausch — für den sind Sie viel zu schade.“

„Die Herren sagen zu dem Amerikaner immer Tschenerell?“, fragte Toni Frömmel. „Was heißt das eigentlich?“

„Mein liebes Kind“, erwiderte Müller, „wie wollen Sie da drüben Ihre zweifellos hervorragenden Talente verwerten — ohne Englisch? Ich finde, Ihre Freunde, die Sie auf Amerika angeheft haben, hätten Ihnen wenigstens einen englischen Sprachlehrer spendieren können.“

„Das haben Sie auch getan“, gestand Toni, „aber ich bin so dumm . . . Also was heißt das, Tschenerell?“

„Das heißt General. Na, ich werde mir Mühe geben, die Lücke in Ihrer Bildung ein wenig auszufüllen. Fangen wir gleich an. Sprechen Sie mir mal nach: I love you.“ „Ei löff juh —“

„Nicht löff — löww — ganz weich, ganz schmachtend —“

„Ja, was heißt das denn überhaupt?“

„Das ist das wichtigste Wort für Sie da drüben, liebes Kind. Es heißt: ich wünsche mit Ihnen in zarte Beziehungen zu treten.“

„Ach nee — aber ich nicht!“, spottete Toni. „Überlegen Sie mir das auch mal!“

„Das heißt: you are the nicest fellow I ever saw in my life.“

Das Paar zur Rechten pürschte sich auf etwas weiteren Umwegen an ein ähnlich interessantes Thema heran.

„Sagen Sie, lieber Professor“, fragte Missis Rahel, und ihre Augen funkelten mit ihrem Brillanten um die Wette, „ein berühmter deutscher Geiger hat einmal über sein Instrument hinüber die Augen einer bestimmten Dame im Parkett gesucht — gefunden — festgehalten — und nicht losgelassen während seines ganzen Konzerts . . . Was sagen Sie dazu, lieber Meister?“

„Das kann ich verstehen, meine teure Gnädigste — wenn ich mir vorstelle, daß diese Dame Ihnen ähnlich gesehen haben sollte —“

„O bitte — nicht persönlich werden, Professor —!“, drohte Missis Rahel strahlend mit der ringbesetzten Zinken, „— ja, und dieser junge Geiger hat der betreffenden Dame nachher gestanden, er habe den ganzen Abend hindurch nur für sie musiziert . . .“

„Der Beneidenswerte!“, knirschte der Generalmusikdirektor mit einem tiefen Blick in die Kohlenaugen.

„Ja, sehen Sie, Professor, was ich Sie nun fragen wollte: wenn Sie da oben auf dem Dirigentenpult stehen, und Ihr Orchester hängt an Ihrem Zauberstab, und Sie lassen es toben und schluchzen — da drehen Sie doch dem Publikum den Rücken — können nicht, wie der Virtuose — nur für einen einzigen Menschen musizieren . . .“

„Oh, Verehrteste —“, schmachtete der Dirigent, „muß man sich dazu denn unbedingt — sehen? Ich gebe zu, es ist Glück, wenn man es darf — aber gehen denn die Ströme von Seele zu Seele nur durch das Auge? Ist es nicht eine viel zartere und geheimnisvolle Magie, zu wissen — nur zu wissen! —, daß da drunten irgendwo in der gleichgültigen Menge der eine Mensch lauscht, für den ich diese Brandung, dieses Weltmeer von Tönen entfessele, abebben lasse zum zärtlich-schmerzlichen Hauch? Zu wissen, daß dieser andre Mensch — das alles fühlt — hinter dem ganzen Auf und Ab, diesem Wechsel von Himmelsglück und Höllenqual — mich fühlt — und all die unendliche Sehnsucht, die ich mit diesem Töne-sturm hinüberströmen lasse — in die andre, die drunten stumm lauschende Seele?“

So schwärmten der Musiker und die Bankiersfrau, was sie nicht hinderte, den grobkörnigen Kaviar sorgfältig mit Zitronensaft zu beträufeln und genießerisch auf der Zunge vergehen zu lassen.

Ellen Winterfeld ließ sich indessen von dem glückseligen Kapitän die Geschichte seiner harten Lehrjahre an Bord des Viermasters „Lütt Deern“ erzählen. Sie beobachtete, daß ihr Nachbar zur Rechten stumm neben ihr saß und die pompöse Donna Ines höchst unliebenswürdig vernachlässigte. Sie fühlte seinen Blick auf ihren Armen, ihrem Nacken ruhen. Wußte, daß er mit allen Sinnen auf den Augenblick lauerte, sich ihres Gesprächs zu bemächtigen. Sie wollte nicht. Wollte — nicht.

Während der Kapitän und nach seinem Beispiel und Vorbild auch der Chefingenieur und alle anderen Offi-

ziere und Beamten, denen der Dienst heute Abend die Freuden des Speisesaals freigab, sich nach Kräften um die Stimmung an ihrem Tische bemühten, ragte Valentin Klamsoths grauer Diplomatentopf aus der Brandung des Mahles wie ein Gleichnis der Pflichterfüllung. Restlos zuckten seine Augen über die Duzende von Tischen und Tischen, an denen, seine Schutzbefohlenen im Genuß der berühmten Verpflegung der Linie sich gütlich taten. Die ständige Fürsorge für wohlgeöftetes Funktionieren des Verpflegungsapparates hinderte ihn nicht, seine kriminelle Extratour ohne Unterbrechung weiter zu verfolgen. Er hatte vorübergehend noch den einen oder anderen der Mitpassagiere in die Liste der Verdächtigen aufnehmen zu sollen geglaubt, war aber immer wieder auf die ursprüngliche Vermutung zurückgekommen: Herr Schiewelbein aus Magdeburg. . . Der war wirklich auffallend. Er bestellte ohne Überlegung, als greife er nur aufs Geratewohl das erste beste Gericht heraus, das ihm ins Auge fiel, als zerstreut und ohne Hingebung, als sitze er nicht im Speisesaal der „Chicago“, sondern in irgendeiner Hafentneipe oder Weltstadtkaschemme. . .

Zufällig bemerkte Klamsoth die Veränderung am Kapitänstisch. Herr Doktor Heinrich Müller hatte sich mit diesem Fräulein Frömmel wohl rasch und gründlich angefreundet. Die paßten ja glänzend zueinander, die zwei. Das warf zwar ein eigentümliches Licht auf ihren Partner. Schon den beiden Amerikanerinnen gegenüber hatte Doktor Müller einen etwas reichlich derben Ton angeschlagen — aber die waren selber recht ausgelassen, innerhalb gewisser Grenzen, die sie bestimmten — deren Wahrung aber gegenüber Fräulein Frömmel nicht vonnöten sein möchte. In dieser Zusammenstellung verlor auch Herr Müller den letzten Rest seiner Haltung, die bei einem Studierten eigentlich selbstverständlich sein sollte. Zum Vorschein kam — das Raubbein, der Prolet. . . Sollte es sich nicht empfehlen, auch auf diesen Herrn ein wachames Auge zu richten?

Ein weiterer Zufall wollte es, daß Herrn Valentins Blick sich zur Kapelle hob, die droben in einer Art Loge ihre von niemandem beachteten Weifen herunterfiel. Den Kapellmeister und die meisten Mitglieder kannte Klamsoth seit einem Duzend Jahren. Aber — war's ein Phantom? Am Pulse des zweiten Geigers sah ein Neuling, in dessen Auge ein — Monokel blinkte.

Der Obersteward starrte minutenlang zu dieser seltsamen Erscheinung empor. Ein neues Bild — ein recht wunderliches obendrein. Die Kollegen verkörperten allesamt einen recht dürftigen Typ von Berufsmusikantentum. Dieser Fremde stellte unzweifelhaft einen, wenn auch etwas gerupften Gentleman dar. War's möglich, daß der Juwelenräuber — sich ins Orchester verflochten hätte?!

Der Sache wird man nachgehen müssen. Nun aber, so rief Herr Valentin sich selber zur Ordnung, wollen wir die Reihenfolge innehalten — und zunächst einmal die zuerst aufgetauchte Spur etwas weiter verfolgen.

Er schob sich gemessenen Wandels an Tisch 48 heran, stand unesehen hinter dem Herrn mit dem Einglas im Auge:

„Nun, Herr Schiewelbein — darf ich mich nach Ihrem werten Befinden erkundigen?“

Der Angeredete schrak plötzlich zusammen, fuhr herum, starrte mit einem beunruhigten Gesichtsausdruck in das lächelnde Gönnerantlitz des Tafelgewaltigen.

„Ah — der Herr Obersteward, nicht wahr? Danke — bis auf den ramponierten Zustand meiner Nerven — ganz erfreulich.“ „Haben Sie Ihre Magdeburger Landsleute schon entdeckt?“

Die flackernden Gesichtsmuskeln des Überraschten zeigten ein offenkundiges Unbehagen. „So — hm — Landsleute von mir? — Hier an Bord?“, stotterte er.

„Allerdings. Sehen Sie nur: in der Mittelreihe der dritte Tisch an der Tür, der Herr mit dem grauen Schnurrbart und den beiden Damen, der älteren und der jüngeren — kennen Sie die Herrschaften nicht? Die sind auch aus Magdeburg.“ (Fortsetzung folgt.)

Schicksal.

Skizze von Paul Richard Greiner.

„Jeder Mensch muß einen Ehrgeiz haben, ein Ziel, nach dem er strebt.“ So ungefähr lautete die Lebensweisheit des Buchhalters Fritz Habertorn. Und wenn er einmal gefragt wurde: „Was ist Ihr Ziel?“ so antwortete er: „Ich will es im Verufe weiter bringen, will mehr verdienen und zunächst die Dreihundert-Markgrenze überschreiten.“

Man ersieht hieraus, daß Herr Habertorn keine unbescheidenen Wünsche hegte. Bisher verdiente er 200 Mark, und somit lag der Sprung, den er sich vorgenommen hatte, durchaus im Bereiche der Möglichkeiten. Doch darf man aus Fritz Habertorns Streben noch nicht den Schluß ziehen wollen, daß er nur dem Materiellen huldigte. Im Gegenteil. Er war durchaus Idealist, und sein Wunsch nach Gehaltserhöhung wurde lebhaft von dem Gedanken diktiert: „Wenn du es erst soweit gebracht hast, dann kannst du sie besorgen!“

Sie hieß Inge Danzer, und um ihre Person treiften seit Monaten oftmals Herrn Habertorns Gedanken. Inge war Verkäuferin in einem Juweliergeschäft und hatte schmale, schöne Finger, geschaffen dazu, kostbare Ringe erst richtig zur Geltung kommen zu lassen. Doch die Goldreifen, die sie bis jetzt getragen, hatte sie nur übergestreift, um männlichen Kunden zu zeigen, wie schön die Schmuckstücke an den Händen ihrer Damen aussehen würden.

Herr Habertorn war zuweilen durch das Schaufenster hindurch Zeuge solcher Szenen gewesen, wenn er darauf wartete, daß der Geschäftsschluß Fräulein Inge für ihn freimachen würde. Bei dieser Gelegenheit war nach dem achten Stellbuchein ein verlockendes Bild vor Herrn Habertorns geistigem Auge aufgetaucht: Er stand dort im Laden und sagte zu Inge: „Ich soll für meinen Better Verlobungsringe kaufen. Die Hände meiner Braut sind merkwürdig fein, so fein fast wie die Ihren. Wollen Sie mir ein paar Ringe zeigen und sie überstreifen!“ Doch der erste würde schon der richtige sein: „Fräulein Inge, nehmen Sie ihn nicht wieder ab. Behalten Sie ihn bitte . . . von mir, Inge, liebe Inge!“ Da würde sie ihn groß ansehen mit ihren blauen Augen, dann die Lider niedererschlagen und erdöten: „Ja, Herr Habertorn. . .“ Und sich rasch verbessern: „. . . ja, lieber Fritz!“

Deshalb brauchte Herr Habertorn die Gehaltserhöhung. Er hatte sich ausgerechnet, bei 320 Mark würde es für beide reichen. Er wußte, sie hatte Wäsche, Küche und Kammer. Was brauchte man denn vorerst noch mehr zur Seligkeit? —

Eines Tages erfüllte sich tatsächlich der erste Teil von Herrn Habertorns Zukunftstraum. An einem Monatsersten rief der Chef seinen Buchhalter zu sich: „Ihr umsichtiges Vorgehen in der Kontursache Wellinger hat mir 2800 Mark gerettet. Ich fühle mich deshalb veranlaßt, Ihr Monatsgehalt um dreihundert Mark zu erhöhen.“ — „Danke“, konnte der Buchhalter nur flammeln, weil sein Herz erfüllt war vom Gedanken an Fräulein Inge.

Am liebsten wäre er sofort zum Juwelierladen gelaufen und hätte den zweiten Teil des Traumes gleichfalls verwirklicht. Aber das ging leider noch nicht. Drei Monate mußte er warten, um das Geld zu erbüßigen, das zwei schwere Goldreifen und der Verlobungsanfang kosteten.

Geduld also! Doch eines noch rasch: Bei 320 Mark Gehalt brauchte er nicht mehr der Ortskrankenkasse anzugehören. Da konnte er den Beitrag sparen. Der Abmeldebettel flog noch im letzten Augenblick zur übrigen Post. Und hoffnungsfreudig begann die Zeit seiner letzten Vorbereitungen. —

Schließlich kam der ersehnte Tag. Fritz Habertorn konnte die Abendstunde kaum abwarten, um mit dem Gehalt in der Tasche nach Hause zu eilen, den neuen Anzug anzuziehen und dann . . . Endlich war er soweit. Ein letzter Blick in den Spiegel. Wie würde Inge staunen, wenn er so den Laden betrat!

Er sah sie schon von der anderen Straßenseite aus hinter dem Ladentisch stehen. Niemand war im Geschäft. Nur ein Pärchen sah sich von außen die Auslagen an. Rasch hinüber, damit es ihm nicht zuvor kam und Inges Bedienung in Anspruch nahm. Für die beiden genügte das fade Fräulein Meier, die Kollegin. Herr Habertorn eilte über die Straße.

Leider erreichte er den Bürgersteig nur mit der Nase. Die schlug ein wenig hart auf dem Boden auf, weil Herrn Habertorn plötzlich das Pflaster unter den Füßen weglitt. Als der Buchhalter zur Bestimmung kam, lag er mit dem neuen Anzug in der Gasse, und eine zerquetschte Bananenschale grinst böhmisch. „Haben Sie sich verletzt?“ fragte ein Herr. — „Ich weiß nicht“, wollte sich Fritz Habertorn aufrichten. Doch dann fiel er stöhnend zurück: „Mein Bein!“

Fünf Minuten später hielt der Krankenwagen vor dem Juwelierladen, lud den ohnmächtigen Buchhalter ein und brauste davon. Die kleine Ansammlung verlief sich, und das Pärchen vor der Auslage betrat das Geschäft. „Der arme Mensch“, sagte die junge Dame bedauernd. „So unglücklich zu fallen!“ — „Ist es schlimm geworden?“ fragte Fräulein Inge. „Wir durften ja den Laden nicht verlassen. Wer war es denn?“ — „Ein junger Mann in dunklem Anzug. Er muß sich das Bein gebrochen haben“,

meinte die Kundin und ließ sich dann ein paar Ringe vorlegen. Fräulein Inge verspürte nicht den Flügelschlag des Schicksals, das eben an ihr vorübergestrichen war. —

Sie sah Herrn Habertorn erst nach einem halben Jahre wieder. Er grüßte sie zaghaft, als sie am Arm eines Herrn an ihm vorüber ging. Sie dankte kühl. „Eine flüchtige Bekanntschaft“, erklärte sie ihrem Herrn und dachte: Er war doch ganz nett. Warum blieb er fort?

Fritz Habertorns Schritt war müde: „Dort geht mein verscherztes Glück.“ Der Buchhalter dachte an die Not, die sein Unfall ihm gebracht hatte, wie die Krankenhauskosten, weil er sich nicht weiterversichert hatte, sein Gehalt aufbrauchten und mit ihm das Geld für die Ringe, wie sie ihn in Schulden stürzten und wie alle Zukunftsträume dort über der Bananenschale im Rinnstein zusammengeflutet waren. Denn was hätte es genützt, das Mädchen an sein Unglück fetten zu wollen?

Müde suchte er seine frostige Junggesellenwohnung auf.

Der rechte Schwiegersohn.

Im Atlantis-Verlag Berlin-Zürich erscheint soeben von Leo Frobenius als erste Frucht des Expeditions-werkes 1928/30 kreuz und quer durch Süd-Afrika „Erythra“ ein Buch von Ländern und Zeiten des heiligen Königsmordes.

Mit Genehmigung des Verlages entnehmen wir daraus ein afrikanisches Märchen, dessen Sinn ist, daß es zur echten Regertlugheit gehört, daß ein junger Mann, wenn ein anderer oder gar ein älterer sagt: „Ich sehe das und das“, zunächst bedingungslos zuzustimmen hat. Es gilt nicht nur als unhöflich, sondern auch als töricht und unklug, sich durch „unbedingte Wahrhaftigkeit“ einem Streite auszusetzen.

Ein Mann heiratete eine Frau. Sie hatte ein Kind. Das Kind war ein Mädchen. Das Mädchen wuchs heran.

Als das Mädchen erwachsen war, sagte der Vater: „Ich gebe meine Tochter nur einem Burschen, der klug ist. Ich will es selbst versuchen, ob er klug ist.“

Eines Tages kam ein Bursche. Der Bursche sagte zu dem Vater des Mädchens: „Ich möchte deine Tochter zur Frau haben.“ Der Vater sagte: „Weshalb solltest du meine Tochter nicht heiraten! Bleib einige Tage hier und dann werde ich sehen, ob es sich machen läßt.“ Der Bursche blieb im Gehöft des Vaters des Mädchens.

Eines Morgens sagte der Vater zu dem Burschen: „Mach draußen ein Feuer an.“ Der Bursche machte vor der Hütte ein Feuer. Der Vater kam aus der Hütte und sagte zu dem Burschen: „Sieh doch, wie dort die Bienen auf dem hohen Baum herumfliegen.“ Der Bursche blickte zu dem Baum empor und sagte: „Ich sehe die Bienen nicht.“ Der Vater sagte: „Du hast schlechte Augen. Ich kann einen solchen Burschen für meine Tochter nicht gebrauchen. Geh' fort!“ Der Vater des Mädchens jagte den Burschen fort.

Es kommen andere Burschen. Auch diese dürfen ein paar Tage im Gehöft des Vaters des Mädchens wohnen. Zu jedem sagte der Vater aber eines Morgens: „Sieh doch, wie dort die Bienen um den hohen Baum herumfliegen.“ Alle Burschen antworteten dann: „Ich sehe die Bienen nicht.“ Der Vater versagte sie, einen nach dem andern, weil sie nicht klug genug waren, um sein Schwiegersohn zu werden.

Eines Tages kam wieder ein Bursche zu ihm und bat um das Mädchen. Der Vater ließ ihn im Gehöft wohnen. Eines Morgens sagte er zu ihm: „Mach draußen Feuer an.“ Der Bursche machte vor der Hütte ein Feuer. Der Vater kam aus der Hütte und sagte zu dem Burschen: „Sieh doch, wie dort die Bienen auf dem hohen Baum herumfliegen!“ Der Bursche blickte zu dem Baum empor und sagte: „Ja, ich sehe die Bienen. Es sind sehr viele Bienen.“ Der Vater des Mädchens sagte: „Du bist klug genug.“

Der Vater sagte zu dem Burschen: „Wir wollen auf die Jagd gehen und Fischneke auslegen und Fallen aufstellen.“ Der Vater und der Bursche gingen aus zur Jagd. Der Vater legte die Fischneke aus. Der Bursche stellte die Fallen auf. In der Nacht fing sich ein Bod in den Fallen des Burschen. Der Vater ging am Morgen ganz früh aus und besuchte die Fallen. Er fand den Bod in den Fallen. Er nahm den Bod aus der Falle und legte ihn in sein Fischneke. Dann ging der Vater wieder heim.

Nachher gingen der Vater und der Bursche gemeinsam aus, um die Fallen und Fischneke zu besichtigen. Sie gingen erst zu den Fallen. In den Fallen war nichts. Der Bursche ging um eine der Fallen herum und sagte: „In dieser Falle muß ein Tier gewesen sein.“ Der Vater sagte: „Es ist nichts gefangen. Du versiehst es nicht, Fallen zu stellen.“ — Wir wollen jetzt zu meinem Fischneke gehen.“ Der Bursche sagte nichts.

Der Vater ging nun mit dem Burschen an den Fluß zu den Fischförsen. Sie hoben die Fischneke aus dem Wasser. Der Vater rief aus: „Sieh doch! In einem der Netze hat sich ein Bod

gefangen.“ Der Bursche half dem Vater des Mädchens, den Bod aus dem Netz zu nehmen. Der Bursche sagte nichts.

Am andern Morgen ging der Bursche in aller Frühe zum Fluße. Er zog die Netze des Vaters des Mädchens heraus. Er fand darin viele große Fische. Er nahm die Fische aus den Netzen und trug sie in seine Fallen. Die Netze warf er in das Wasser zurück. Danach ging er wieder nach Hause.

Nachher gingen der Vater des Mädchens und der Bursche gemeinsam aus, um die Fallen und Fischneke zu besichtigen. Sie gingen zuerst zu den Fallen. In den Fallen hingen die Fische. Der Bursche sagte: „Sieh, welche herrliche Fische sich in meinen Fallen gefangen haben.“ Der Vater des Mädchens sagte: „Wie sollte das möglich sein! Ich habe es nie gehört, daß Fische in Wildfallen gefangen wurden!“ Der Bursche sagte: „Ebenso gut wie sich Bode in Fischneken fangen, können auch Fische in Wildfallen gelangen. Weshalb sollte das eine nicht ebenso gut möglich sein wie das andere?“ Der Vater des Mädchens sagte: „Du bist klug genug.“

Am andern Tage sagte der Vater des Mädchens: „Komm mit mir. Wir wollen zusammen Ziegen kaufen.“ Der Bursche sagte: „Ich bin bereit.“ Der Vater des Mädchens und der Bursche gingen zusammen fort, um Ziegen zu kaufen. Der Vater kaufte einen Bod. Der Bursche kaufte eine Ziege. Der Vater des Mädchens und der Bursche stellten den Bod und die Ziege in den gleichen Stall.

Der Bursche sagte zu dem Vater des Mädchens: „Ich muß für einige Zeit zu meinem Vater reisen. Ich werde zurückkehren. Darf ich für die Zeit meine Ziege in Deinem Stall lassen?“ Der Vater des Mädchens sagte: „Ich hoffe, daß Du eine gute Reise zu deinem Vater haben wirst. Ich will gern deine Ziege in meinem Stall stehen lassen.“ Der Bursche bedankte sich und reiste zu seinem Vater.

Zu der Zeit, in der der Bursche bei seinem Vater weilte, warf seine Ziege im Stalle des Vaters des Mädchens ein Fiddlein. Nachdem der Bursche eine Zeitlang bei seinem Vater gewesen war, kehrte er in das Gehöft des Vaters des Mädchens zurück.

Der Vater des Mädchens begrüßte den Burschen und sagte zu ihm: „Während deiner Abwesenheit hat mein Bod ein Fiddlein geworfen.“ Der Bursche sagte nichts. Der Bursche wanderte am gleichen Tage wieder zu seinem Vater. Einige Tage später kehrte er zum Vater des Mädchens zurück. Als der Bursche zurückkehrte, hatte er alle Haare abgeschnitten.

Der Vater des Mädchens begrüßte den Burschen und sagte zu ihm: „Weshalb hast du die Haare abgeschnitten? Um wen trauerst du?“ Der Bursche antwortete: „Ich traure um meinen Vater. Mein Vater ist im Krankbett gestorben.“ Der Vater des Mädchens sagte: „Wie kann ein Mann ein Kind gebären?“ Der Bursche sagte: „Hat dein Bod nicht auch ein Fiddlein geworfen?“

Der Vater des Mädchens lachte und sagte: „Du bist klug genug. Nimm meine Tochter zur Frau. Du bist der rechte Schwiegersohn.“

Der Tänzer meiner Frau.

Fischings-Humoreske von Lothar Saks.

Ein amüsantes Thema stand zur Debatte: Ich behauptete, daß der Mann in der Ehe wie ein Vollblutpferd, das allzu lange, gut genährt, ohne Bewegungsfreiheit im Stall stehe, allmählich bequemer und phlegmatisch werde, während die Frau im allgemeinen ihre Elastizität bewahre und genau so wie als Junges geistlich zu stritten und zu erobern verstehe. Das zeige sich am deutlichsten, wenn man ein Ehepaar auf einem Ball beobachte. Die Frau amüsiert sich und der Mann mokiert sich. Meine Frau und ich wollten die Probe aufs Exempel machen und beschloßen, den nächsten Hausball im Grand-Hotel zwar gemeinsam zu besuchen, aber weiter keine Notiz von einander zu nehmen. Wir verabredeten, unsere Zusammengehörigkeit durch kein Wort und durch keinen Blick zu verraten.

Meine Frau fuhr schon um 8 Uhr ins Hotel, ich kam eine Stunde später nach. Als ich den Ballsaal betrat und den Blick über die tanzenden Paare schweifen ließ, verlor ich vor Überraschung für einen Augenblick meine gleichgültige Haltung. Der Tänzer nämlich, mit dem meine Frau im Vortritt über das Parkett schwebte, war niemand anders als ein guter Studienfreund von mir aus der Münchener Zeit, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Nun war die Komödie schon nach dem ersten Akt aus. Pech! Das heißt — da fiel mir ein, daß Dr. Gröttrup — so hieß mein Freund — sicher noch gar nichts von meiner Verheiratung wußte. Also, wenn meine Frau ihre Rolle unbedirrt weiter spielte, konnte der Komödie zweiter Akt beginnen. Jetzt hatte sie mich entdeckt, sah aber gleichgültig über mich hinweg. Ich war beruhigt und setzte mich an einen kleinen Tisch gegenüber derloge, in der meine Frau mit ihrem Tänzer Platz genommen hatte. Es dauerte gar nicht lange, da hatte mich auch Dr. Gröttrup aufgespürt. Erst schien er zu überlegen, ob auch kein Irrtum möglich sei, dann wendete er mit beiden Händen Erkennungszeichen zu mir herüber. Ich erwiderte lächelnd seinen

Gruß. Jetzt mußte die Bombe plaken; denn ich beobachtete, wie er lebhaft gestikulierend auf seine Tischdame einsprach. Dann erhob er sich und ging auf mich zu: „Altes Haus, hier sieht man sich wieder! Wie geht's dir denn? Ganz allein hier?“

„Wie du siehst!“ erwiderte ich lächelnd. Die Zusammengehörigkeit zwischen mir und seiner Tänzerin war ihm also unbekannt. „Und was führt dich hierher?“

„Ich will ... ich will mich ein bißchen amüsieren.“

„Also immer noch das alte, fidele, leichtsinnige Guhn wie früher.“

„Ehrensache!“ lachte er.

„Na, heute abend kannst du auf deine Kosten kommen.“

„Hoffentlich. Weißt du, ich habe gerade vorhin eine entzückende Frau kennengelernt. Die Dame, mit der ich in der Loge sitze. Was hältst du davon? Schau sie dir einmal an! Aber nicht so auffällig! ...“

„Du hast keinen schlechten Geschmack. Wirklich eine begaube Frau.“

„Nicht wahr? Aber ich werde nicht recht klug aus ihr.“

„Das wirst du aus den wenigsten Frauen!“

„Ich will dir mal was sagen: Setz dich doch zu uns!“

„Auf keinen Fall. Ich will nicht stören.“

„Unsin. Ich habe schon von dir erzählt, was du für tolle Sachen in München getrieben hast.“

„Das ist ja reizend von dir.“

„Also willst du nicht mitkommen?“

„Nein, vielen Dank für deine freundliche Einladung. Aber ich möchte meinen Beobachtungsposten nicht verlassen.“

„Na, schön, dann bist du vielleicht so gut und pumpst mir bis morgen 50 Mark. Ich habe nämlich nicht genügend Geld bei mir und man kann nie wissen ...“

„Bitte sehr, hier sind 50 Mark.“

Dr. Gröttrup begab sich in die Loge zurück.

Kurze Zeit darauf stand meine Frau auf und gab mir ein heimliches Zeichen, ihr ins Vestibül zu folgen. Dort erklärte sie mir, die Situation fange an, ungemütlich zu werden, ihr Tanzpartner weiche nicht von ihrer Seite und lasse sich nicht abschütteln. Wir hielten kurzen Kriegsrat ab und beschloßen, in einem günstigen Moment unauffällig von der Bildfläche zu verschwinden, da wir die Komödie nicht zu Ende spielen wollten.

Am nächsten Tag rief mich Dr. Gröttrup in meinem Büro an: „Also, du bist mir ein feiner Knabe! Empfiehst dich Französisch und nimmst meine Dame mit. Der Geschäftsführer hat euch im Auto fortfahren sehen. Wo bist du eigentlich noch mit der Dame hingegangen?“

„So eine Frage! Nach Hause!“

„Nach Hause? Sollte man das für möglich halten ...“

„Erlaube mal! Was hättest du denn an meiner Stelle gemacht?“

„Ich? Ich hätte die Dame nach Hause geleitet.“

„Das habe ich doch auch getan.“

„Ja, aber in dein Heim!“

„Mein Heim ist doch auch ihr Heim.“

„Sag' einmal, im Vertrauen, du bist wohl von gestern noch sehr verlatert, gewissermaßen geistig leicht umnebelt?“

„Nicht im mindesten, mein Lieber. Nur mußt du wissen, was ich bisher verschwiegen, daß deine Tänzerin — meine Frau war.“

Die geliehenen 50 Mark habe ich nie wiederbekommen.

Die Parabel vom traurigsten Hund der Stadt.

Von Max Havel.

Im Vorgarten der Villa des großen Schriftstellers, in einem Verschlage, sehe ich, wenn ich vorüberkomme, den traurigsten Hund der Stadt. Es ist ein deutscher Schäferhund von braunschwarzer Farbe, wohl nicht von ganz reiner Rasse, ein wenig an den Windhund erinnernd, anmutig, leichtfüßig, mit edlem, langem Kopfe, in dem zwei dunkle Augen wohnen, die immerfort traurig in die Welt schauen. Wenn man ihn anruft, diesen Hund, kommt er sogleich an den hohen, hölzernen Zaun, der den Vorgarten von der Straße abschließt, er reibt sein Fell dicht an die Zaunpfähle an und will, daß man ihm schmeichle, daß man ihn streichle. In seinen Augen ist ein Flehen. Er fleht um Liebe, um Zärtlichkeit um ein wenig Güte. Er scheint ungemein sentimental zu sein, dieser Schäferhund, ganz ungemein liebebedürftig. Er ist immerfort allein in seinem Verschlag. Ich habe ihn noch niemals auf der Straße gesehen. Ich habe auch noch niemals gesehen, daß sich sein Herr oder Dienersmann um ihn gekümmert hätten. Er ist so allein, so furchtbar allein, dieser Hund. Niemals habe ich ihn im Garten herumtollen sehen, niemals in Begleitung seines Herrn durch die Straßen springen sehen, glücklich, endlich, einmal Bewegung zu haben. Ich sah ihn immer nur in seinem

Verschlage, im eingezäunten Quadrat, das ihm Aufenthalt sein muß, ihm, dem flinken Hunde, dem die Natur Glieder zu Sprung und Lauf gegeben hat, Freude an freier Welt, an weitem Feld und Wald. Er erscheint mir immer nur als ein Gefangener, als ein ungepflegter, vernachlässigter, vergeblicher Gefangener. Er ist nicht so rein gehalten wie andere Hunde, er hat nichts von dem Wohlsein, von der fröhlichen Gesundheit in seinem Wesen, die sonst Merkmale der Hunde reicher Leute sind.

Und sein Herr, der große Schriftsteller, ist reich. Man kauft seine Bücher, sie erleben viele Auflagen — und seine Spezialität sind Tiergeschichten. Er liebt die Tiere ganz außerordentlich, er verherrlicht sie, er preist sie als die Geschöpfe, die Gott näher sind als der Mensch.

Wenn man seine Tierbücher liest, glaubt man, daß dieser große Schriftsteller jede Regung der tierischen Seele, auch die leiseste, versteht, und insbesondere die Regungen der Hundeseele, und daß er von dem allerstärksten Mitleid mit diesen unseren vierbeinigen Lebensgenossen auf Erden immer wieder ergriffen wird. Ja seine Kraft ist die Tiergeschichte, die Hundgeschichte. Er weiß, was den Hund freut und was den Hund leiden macht, man bewundert die Zartheit und Zärtlichkeit, mit der er Hunde ansieht und schildert, man ist entzückt von so viel Liebe für den Hund.

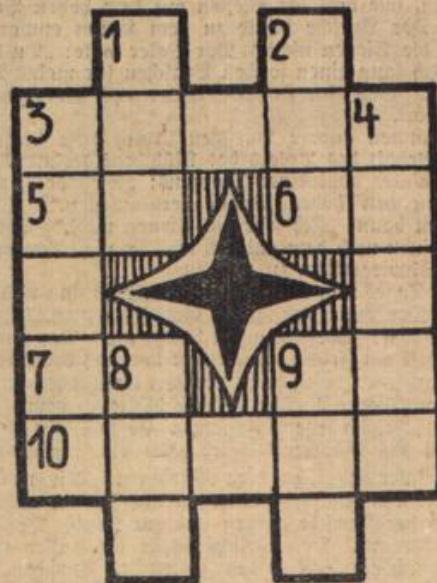
Und der Hund, der deutsche Schäferhund, den dieser große Schriftsteller in einem Verschlage des Vorgartens seiner prächtigen Villa hält, er ist der traurigste Hund, den ich kenne, ja, ich glaube sicher, er ist der traurigste Hund der Stadt. Warum ist dieser Hund so traurig?

Wenn ich ihn im Vorüberkommen ansehe und das Fell kraue — wie dankbar ist er mir dafür, wie möchte er, daß ich damit niemals anshören möge! — wenn ich in seine Augen sehe, wenn ich seine ganze ungepflegte, verwahrloste Erscheinung betrachte, dann glaube ich die Antwort auf meine Frage gefunden zu haben. Dieser Hund ist traurig über den Zwiespalt im Wesen seines Herrn, der so schöne Worte über die Liebe zum Tier bruden läßt und so wenig Liebe zum Tier beweist. Denn er geht auch auf die Jagd und knallt lustig drauf los.

Und ein solcher Zwiespalt kann nicht nur einen Hund, er kann auch den Menschen traurig, ja, zum traurigsten der Menschen machen, wenn er sieht, daß es das fast allgemeine Los der Menschen ist, anderes zu sagen oder zu schreiben und anderes zu tun, als was gesagt oder geschrieben wurde.

Denn der Mensch ist sehr unvollkommen.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 3. Schönheitmittel. 5. Fürwort. 6. Doppelschal. 7. Wie 5. 9. Lateinisch „und“. 10. Hauswirtschaftliches Gerät. — Senkrecht: 1. Tonart. 2. Weiblicher Vorname. 3. Ehemaliger Zar. 4. Nagetier. 8. Farbe. 9. Biblische Gestalt.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 23: Wagerecht: 1. Anrichte. 5. No. 6. Ale. 9. Eid. 11. Als. 12. Im. 13. Et. 14. Eva. 16. Die. 17. Ers. 18. Le. 19. Strategie. Senkrecht: 1. Ara. 2. In. 3. Co. 4. Eid. 7. La. 8. Eleve. 9. Lige. 10. Im. 14. Ei. 15. Ur. 18. La.